

mit zufrieden zu sein, denn es folgte nach jedem Absatz ein lautschallendes Bravo und am Schluß einstimmiger Tacapo-Ruf. Der Künstler ließ sich erbitten. Da nun aber das Publikum mit den Augen nicht mehr so stark beschäftigt war, auch viele von den Stehenden ihre Plätze einnahmen, gewann ich ganz von selbst einen Durchblick nach der Estrade. Der junge Mann mit der Violine war Monti, und die Violine war meine Violine.

Monti hatte sich das schwarze Haar lang wachsen lassen; es fiel bis über den Rockragen hinab, öfters auch bei lebhaftem Spiel über die Stirn, und er warf es dann mit einem Ruck des Kopfes zurück. Ueber der Lippe und am Kinn keimte ein schwarzes Bärtchen. Er trug den Hemdekragen weit offen, und ein knappes Sammetröckchen, das schon manchen Sturm erlebt zu haben schien. Am kleinen Finger der rechten Hand blitzte bei der Bewegung des Bogens ein Stein. Frisur, Kleidung und Haltung waren entschieden die eines Menschen, der für nöthig fand, sich schon durch seine äußerliche Erscheinung als einen „Künstler“ zu beweisen. Sie machten auf mich den Eindruck des Comödiantenhaften, das mir immer sehr unsympathisch gewesen ist. Dem entsprechend war auch das Spiel. Das ist also aus unserm hoffnungsvollen jungen Freunde geworden, dachte ich bei mir und wiegte mißmuthig den Kopf.

Ich bemerkte nun auch an der Thür ein geschriebenes Programm. Bei der betreffenden Nummer stand markt-schreierisch: „Variationen zu einem Volksliede, componirt und executirt von Signor Carlo Monti, genannt der Geigerkönig.“ Mehr konnte man nicht verlangen.

Ich ging einen Augenblick mit mir zu Rathe, ob ich nicht edelmüthig den Saal verlassen und dem Entführer meiner schönen Geige ein zufälliges Wiedersehen ersparen solle. Aber auf eine solche Rücksichtnahme hatte er denn doch nicht den mindesten Anspruch, und er sah auch gar nicht danach aus, als könnte er leicht in Verlegenheit ge-